



Michael Kleeborg

ACHILLES
IN
TAORMINA

Ein Leben auf der Suche
nach Hemingways letztem Geheimnis

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage

Copyright © 2026 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka
Umschlagmotiv: Getty Images/Kollektion/
Kurt Hutton/Freier Fotograf
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60276-7
www.penguin-verlag.de

» Well, that's just like your opinion, man.«

The Dude

» Let's confuse the buggers.«

Nelson/Spike Wilbury

Prolog

Es ist Juni 2024. Ich sitze in der schönen Suite am Hafen in Boston, die mir wieder einmal die Großzügigkeit der Familie Villard zur Verfügung gestellt hat, und lasse mein Leben Revue passieren, anstatt mich auf den morgigen Tag vorzubereiten.

Mein Name ist Michael Kleeberg, ich bin naturalisierter Amerikaner deutscher Herkunft und lehre seit 2012 im Department of English as a Second Language der University of Wisconsin in Madison. Das ist mein Brotberuf, aber meine Leidenschaft war immer die Beschäftigung mit Ernest Hemingways Leben und Werk.

Was dabei für die Hemingway-Forschung herausgekommen ist, kann man nachlesen, was für mich, nun ja. Aber Leidenschaften sind ja bekanntlich nicht dazu da, glücklich zu machen.

Wenn ich morgen in den Räumen der Hemingway Collection der JFK-Library den Mitgliedern der Hemingway Society meine letzten Forschungsergebnisse vorstelle, kommen 45 Jahre Recherche an ihr Ende.

Die Arbeit ist getan, was mich betrifft, und ich bin stolz, dass sich so viele meiner Peers und Lehrer angemeldet haben, um dabei zu sein, natürlich meine langjährigen Freunde, Alexandra Villard de Borchgrave und Dimitri Villard, die Kinder von Henry Serrano Villard, mein Doktorvater Jim Nagel, die Professoren Carl Eby und Mark Spilka, Peter Griffin und Michael Reynolds, die Hemingway-Biografen, die Doyenne der genderorientierten Hemingway-Forschung, Rose Marie Burwell, Debra Modellmog und Valerie Rohy und noch einige mehr.

Und dennoch weiß ich noch nicht wirklich, wohin mich meine Schritte morgen führen werden. In den Hemingway Room der JFK-Library oder daran vorbei und immer weiter bis hinein in die reizvoll erinnerungslosen Tiefen des Atlantiks? Würde es wirklich einen Unterschied machen, für Hemingway, für mich?

Ich trinke meinen Whisky und blicke auf die Zeiten zurück. Ich bin mittlerweile vier Jahre älter, als Hemingway je geworden ist. Der Vergleich ist kein Zufall, denn anders als es bei den meisten Literaturwissenschaftlern zugeht, deren Interesse an ihren Studienobjekten ein rein wissenschaftliches ist, hat sich in der Beschäftigung mit Hemingway seit jeher das Interesse an seinem Werk mit der Faszination für die Person vermischt. Vielleicht kann man sogar von einer Art Identifikation oder Mimikry sprechen.

So bin zum Beispiel auch ich zum Alkoholiker geworden – allerdings einem, der seine Sucht mittlerweile unter Kontrolle hat und dem sie auch noch nicht letal auf die Leber geschlagen ist – dahingehend beruhigt mich zumindest mein Hausarzt in Madison, der übrigens – auch so ein merkwürdiger Zufall – genauso heißt wie der von Hemingway, unter dessen Namen er sich in die Mayo-Klinik einliefern ließ, um Publicity zu vermeiden, nämlich George Saviers. Wo man dann mit Elektroschocks sein Kurzzeitgedächtnis zerstörte, anstatt ihn auf die erbliche Hämochromatose zu behandeln, die, wie schon bei seinem Vater, ein Hauptgrund für die in den Suizid führende Depression gewesen ist.

Der Alkohol also verbindet viele von uns, ebenso die Einsamkeit und die Tatsache, dass ich, ähnlich wie zahlreiche Kollegen, zu einem leidenschaftlichen Angler, zwar nicht zu einem Jäger, aber zu einem Birdwatcher und zu jemandem geworden

bin, der Reisen, die bildende Kunst und gutes Essen liebt, und den der Krieg fasziniert. Wobei sich das alles natürlich seit 1986, dem großen Scharnierjahr in der Hemingway-Forschung, ein wenig geändert hat.

Mit der romantischen Faszination für den Krieg hat alles begonnen, nicht nur für Hemingway, sondern auch für mich. Das will erklärt sein, gerade heutzutage, und so tue ich denn gut daran, will ich meine Jahre mit Hemingway erzählen, mit meinem Krieg anzufangen.

1. Buch

Nicaragua – In Love and War

1. Kapitel

Ich habe im Frühjahr 1978 am Johanneum in Hamburg Abitur gemacht und hatte für danach eigentlich nur zwei Pläne. Ich wollte schreiben, und ich wollte Abenteuer erleben, am besten, indem ich in den Krieg zog. Kürzer gesagt: Ich war so im Banne Hemingways, dass ich sein Leben eins zu eins kopieren wollte, vielleicht in dem Glauben, dass nur ein solches Leben zu einer solchen Literatur befähigen konnte. Aber während es für den 18-jährigen Hemingway, der nach seinem Highschool-Abschluss in Kansas City als Lokalreporter arbeitete und genauso kurzsichtig war wie ich, weswegen die amerikanische Armee ihn nicht nahm, einen Ersten Weltkrieg gab, an dem er dann schließlich als Ambulanzfahrer fürs Rote Kreuz irgendwie teilnehmen konnte, herrschte, als ich 18 war, tiefster Friede. Zumindest in Deutschland und Europa. Zwar gab es den Kalten Krieg, die Stationierung neuer Atomwaffen in Deutschland wurde gerade diskutiert, aber es war ehrlich gesagt eine kommode Situation. Niemand hatte Angst, dass die Russen oder die DDR uns überfallen würden – wie sich im Nachhinein zeigte, waren wir durchaus zu sorglos –, aber wenn sie es getan hätten, wären sie auch kaum auf nennenswerten Widerstand gestoßen. In meiner Zeit und an diesem Ort war Pazifismus der

Leitgedanke; ich kannte niemanden, der freiwillig als Soldat für das Überleben der Bundesrepublik hätte kämpfen wollen.

Das wollte ich auch nicht, aber als jugendlicher Hemingway-Leser machte ich einen Unterschied zwischen einem sehr theoretischen Weltkrieg der Systeme und einem kleinen überschaubaren Krieg als persönliches Abenteuer und Spender unvergleichlicher Erfahrungen. Dass zu diesen Erfahrungen theoretisch auch gehören konnte, verstümmelt oder getötet zu werden, ließ ich außer Betracht. Ich war 18 und so naiv, wie man es eigentlich auch mit 18 kaum mehr sein darf.

Von Hemingway hatte ich damals bereits alles gelesen, auch Carlos Bakers Biografie, zunächst in der deutschen Übersetzung von Annemarie Horschitz, die Hemingway, als er sie in Berlin kennenlernte, liebevoll ›Miss Horseshit‹ nannte, danach dann im Original, sobald mir dämmerte, dass Hemingway mehr war als der Abenteuerschriftsteller in der Nachfolge Jack Londons, als den mein Freund Jan ihn mir im Frühling 1976 vorgestellt und empfohlen hatte.

Ich verzweifelte allen Ernstes an meiner Zukunft, denn wie sollte im Frieden aus dem notorischen Zivilisten, der ich war, ein Hemingway werden? Da spielte mir der Zufall im Mai 1978 in der Heine-Buchhandlung an der Grindelallee ein Buch in die Hände, das im wahrsten Sinne des Wortes mein Leben verändern sollte.

Es war ein großformatiges Buch, in rotes Leinen gebunden, und der Titel lautete *Die Augen der Guerilleros*. Es handelte sich um Zeichnungen mit der Rohrfeder, die der Verfasser in Nicaragua direkt von den Porträtierten gefertigt hatte, Bauern, Kämpfern, Frauen, Kindern, Alten und Jungen. So erfuhr ich zum ersten Mal vom Widerstand des Volkes gegen die Diktatur Somozas. Und diese Zeichnungen, unterlegt mit kurzen

Bemerkungen zu den Porträtierten, brachten sofort eine Saite in mir zum Klingen. Ich interessierte mich überhaupt nicht für die größeren Zusammenhänge, sonst hätte ich schon damals herausfinden können, dass diese Revolte in Nicaragua nur ein kleiner Nebenschauplatz des Kalten Kriegs war, dass die sandinistischen Revolutionäre Geld, Waffen und andere Mittel aus Kuba, sprich aus Moskau erhielten, das, indem es eine der faschistischen süd- und mittelamerikanischen Marionetten der USA destabilisierte, vielleicht auch von der bevorstehenden Invasion Afghanistans abzulenken trachtete. Zwar hatte ich schon mit 18 und 19 keinerlei Sympathien mehr für den Kommunismus, der sich – da war ich zwar nicht mit Hemingway, aber mit seinem Freund und späteren Feind Dos Passos einig – schon 1937 im Spanischen Bürgerkrieg als das gezeigt hatte, was er war: ein Totalitarismus, keinen Deut besser als die Nazis. Aber mit einer ungleich erfolgreicheren Propagandamaschine, die bis heute ihr Werk tut und die damals auch für mich den nicaraguanischen Befreiungskampf als einen Kampf Gut gegen Böse, kleine Leute gegen ein verfaultes, korruptes Regime sehen ließ. Und das stimmte immerhin: Das Somoza-Regime war verfault und korrupt, und dass die Sandinisten, als sie einmal die Macht übernommen hatten, ebenso autoritär herrschen und ebenso korrupt werden würden, konnte (und wollte) damals noch niemand wissen. Ich zuletzt.

In Love and War – der Titel des Buches über Hemingways Kriegsverletzung und erste große Liebe im Herbst 1918 zwischen Fossalta und Mailand, Stresa und Treviso, bei dessen Entstehung ich unerwarteterweise mithelfen durfte und das mir sowohl meinen Doktorvater als auch meinen großen Gönner beschenken sollte – *in Love and War*, so stellte ich mir anhand der Zeichnungen von schönen jungen Mädchen, die eine

MP um die Schulter hängen hatten, meinen Krieg vor. Hinterher, dachte ich, würde ich wieder pazifistisch werden können, aber aus der ungleich grandioseren Perspektive von jemandem, der wusste, warum er den Krieg hasste, nämlich weil er in einem gekämpft hatte.

Nur, wie wollte ich, als mittelloser Hamburger Student nach Nicaragua kommen, um mich dort dem Befreiungskampf anzuschließen? Es dauerte mehrere Monate, bis ich an der Universität Hamburg ein Unterstützerkomitee fand, das zu einer der kommunistischen Studentenorganisationen gehörte, und weitere Monate, bis die höchst misstrauischen Kader mich in ihren Sitzungen akzeptierten, mich nicht mehr für einen Agent provocateur, Spitzel oder Spender hielten und ich schließlich erfuhr, dass in Costa Rica an der Grenze tatsächlich Freiwillige für eine Art internationaler Brigade ausgebildet wurden. Dort hinzukommen war aber Sache jedes Einzelnen, und außerdem war ich noch nicht so tief in den inneren Zirkel jener höchst paranoiden, wenn auch sympathischen Unterstützer aufgenommen, dass man mir, vorausgesetzt, dort in Hamburg wusste es überhaupt jemand, gesagt hätte, wie der Kontakt vor Ort herzustellen wäre.

Mehrere Hindernisse türmten sich vor mir auf: Ich hatte wie gesagt kein Geld, ich war noch nie geflogen (außer einmal in einem Sportflugzeug), ich sprach kein Spanisch, ich besaß keinerlei Qualifikation, für die man sich dort hätte interessieren können: Weder war ich Arzt noch Sanitäter, noch hatte ich Kampferfahrungen.

Immerhin, Geld verdienen konnte ich, und so legte ich im November das Studium auf Eis und begann zu jobben. Ich arbeitete als Unständiger im Hafen, stand jeden Morgen um 5 Uhr 30 am Hafendarbeitsamt in der Admiralitätsstraße und

ließ mich dann in einer Barkasse übersetzen, um als Teil eines multinationalen Arbeitstrupps die Stückgutfrachter zu löschen. Wann immer es ging, arbeitete ich im Kohlehafen, dort, wo heute die Elbphilharmonie steht, denn dafür gab es Schmutzzulage.

Ich arbeitete im Hafenkrankenhaus auf St. Pauli als Pflegehelfer, stand mit betrunkenen Prostituierten im Entlausungsbad, schob Bettpfannen unter runzlige Hintern und hatte Affären mit der Stationsärztin und der Oberschwester. Ein Krankenhaus ist, wenn man dort nicht als Patient liegt, einer der erotischsten Orte der Welt, und manchmal – siehe Hemingway in Mailand – auch, wenn man Patient ist.

Ich jobbte als Lastwagenfahrer für eine Bautischlerei und lernte jeden Winkel Hamburgs kennen, von Buchholz in der Nordheide bis Norderstedt, von Pinneberg bis Aumühle. Im April hatte ich mehrere Tausend Mark auf dem Konto und außerdem all die Menschen und Schicksale (meistens aus den unteren Gesellschaftsschichten) kennengelernt, die den Grundstock, die Wissensgrundlage meines ersten Buches bilden sollten, der 1984 erschienenen Kurzgeschichtensammlung *Hamburger*.

Zwar war es mein Ziel, damit Hemingways *In Our Time* zu übertreffen und vor allem mein erstes Buch im selben Alter wie er zu veröffentlichen (Letzteres gelang auch: Die beiden Kleinverlagssammlungen *Three Stories and Ten Poems* und *in our time* nicht miteingerechnet, hatte ich sogar ein Jahr Vorsprung auf ihn, denn sein erster bei einem großen Verlag erschienener Erzählungsband kam erst 1925 heraus), aber wie der Titel schon sagt, hatte das Buch mehr mit Joyces *Dubliners* zu tun. Vielleicht nicht von der Qualität her, aber was die Fokussierung auf die titelgebende Stadt betrifft.

Anfang Mai erfuhr ich endlich von dem klandestinen Unterstützerkomitee in Liberia, Costa Rica, und bekam eine Adresse ausgehändigt. Eine Woche später kaufte ich mir ein Flugticket, überließ meine Wohnung einer Kommilitonin, ließ mich im Hafenkrankenhaus von meiner Freundin gegen Hepatitis impfen, packte einen großen Rucksack mit einem Parka gegen mögliche Kälte im Hochland und ein Paar Espadrilles ein, für die Reise trug ich die Springerstiefel, die mir für längere Wanderungen dienten. Der Familie und den Freunden erzählte ich etwas von einer Interrailreise nach Spanien und Nordafrika, und am 20. Juni 1979 bestieg ich das Flugzeug nach San José, nicht ahnend, dass es mehr als vier Jahre dauern würde, bis ich zurück nach Hamburg kommen würde.

2. Kapitel

Ein klappriger und vollbesetzter Überlandbus brachte mich in knapp fünf Stunden nach Liberia, der ›weißen Stadt‹. Bei der Ankunft war ich durchgeschwitzt, und die Füße in den Springerstiefeln schmerzten. Ich widerstand dem Impuls, mir ein klimatisiertes Zimmer in einem guten Hotel zu nehmen, und suchte stattdessen sofort nach der angegebenen Adresse.

Es war ein zweistöckiges Haus am Rande der Innenstadt, im Erdgeschoss Kramläden und mehrere Schilder an der Tür, auf denen ein Anwalt, ein Exporthändler und ein Fotostudio angezeigt wurden. Das Fotostudio war meines.

Ich musste der jungen Frau am Tresen, neben dem ein Stuhl und dahinter eine weiße Leinwand und ein Regenschirm stan-

den, nicht viel erklären. Sie bedeutete mir, ins Hinterzimmer zu gehen. Dort saßen fünf weitere junge Menschen wie in einem Wartezimmer, und ein bärtiger, bebrillter Mann hinter einem Schreibtisch deutete der Reihe nach auf uns und gab uns ein Formular zum Ausfüllen. Zwar drehte sich ein Ventilator träge an der Decke, aber es war heiß und ein denkbar unspektakulärer Beginn für mein Abenteuer.

Dieses Hinterzimmer des Fotostudios war das Büro der Frente Sur der FSLN. Mit dem Formular verpflichteten wir uns der Befreiungsarmee und mussten jeder einen Decknamen wählen, mit dem die Guardia Nacional, sollten wir in Gefangenschaft geraten, nichts anfangen konnte. Die Frau war mittlerweile dazugekommen und half mir und dem jungen Kanadier, der ebenfalls kein Spanisch verstand, beim Ausfüllen. Bei dem Decknamen zögerte ich nicht lange: Pablo. Auch wenn das Namensvorbild, der unehrliche und kampfes müde Guerillaführer aus Hemingways *Wem die Stunde schlägt*, vielleicht keine sehr heroische oder passende Wahl war.

Dann wurde uns mitgeteilt, im Hinterhof des Gebäudes auf die Abholung zu warten. Es war ein eingezäunter Bereich mit vertrocknetem Gras. In der Mitte stand ein grellrot blühender Trompetenbaum. Ein gutes Dutzend Guerrilleros hockte oder lag auf bereitgestellten Säcken, wartete, rauchte, plauderte, schlief.

Ich war keineswegs der Jüngste. Vor allem die Frauen, und die Hälfte der Freiwilligen bestand aus Frauen, waren zum guten Teil offensichtlich nicht einmal volljährig. Im Laufe des Tages und Abends kamen noch einige weitere in den Garten hinaus, ich redete ein wenig mit einem Nicaraguaner, Arete war sein Deckname, der Englisch sprach. Alle Gespräche drehten sich hauptsächlich um Gerüchte. Gerüchte von der Front, Ge-

rüchte darüber, wie es voranging, Gerüchte über die bestialischen Mordaktionen von Somozas Nationalgarde. Es herrschte eine Stimmung von romantischem Idealismus, was die Aussicht auf die Befreiung, die Verbrüderung, einen menschlichen Sozialismus und dergleichen anging.

Arete erzählte, die Frente Sur stecke seit dem Beginn der Insurrektion wenige Kilometer hinter der Grenze, am Stadtrand von Peñas Blancas fest, weil Somozas Armee die von Süden kommenden Nachschublinien Richtung Managua nicht aufgeben wolle und könne. Deshalb habe sich der Guerillakrieg hier zu einem Stellungskrieg und Grabenkampf gewandelt, und das sei es auch, was uns erwarte, sobald wir nach unserer Grundausbildung an die Front kämen. Immerhin würden wir dadurch der Nordfront dabei helfen, auf Managua vorzurücken, schließlich könne die Guardia Nacional nicht überall zugleich sein.

Im Garten lagen leere Säcke, und als der Abend anbrach, lagerten wir darauf, mittlerweile ein gutes Dutzend junger Freiwilliger, die Gespräche wurden leiser, hier und da war noch die glühende Spitze einer Zigarette zu sehen; dann wurde es still, als einer nach dem anderen einschlief.

Um zwei Uhr nachts war Lärm zu hören, das Tor zum Hinterhof öffnete sich, und ein Lastwagen setzte rückwärts in den Garten. Jemand rief: »Antreten!« Die Guerrilleros rappelten sich auf, wischten sich den Schlaf aus den Augen und bildeten mühsam Zweierreihen.

Ein bärtiger Mann im grünen Khakianzug mit Mütze stellte sich vor uns hin, die Arme auf dem Rücken gefaltet, und brüllte nicht etwa, sondern erklärte in einem freundlichen Bariton, dass wir nun zur Militärschule ›Faustino Ruiz‹ fahren würden, um dort unsere Ausbildung zu beenden. Er schloss mit »Patria

Libre o morir«, und wir brüllten es alle begeistert zurück, bevor wir auf die Pritsche unter die Plane krochen und uns auf dem Boden niederließen.

Wir waren sehr jung, sehr naiv und sehr begeistert und in diesem Moment bereit, alles zu tun, um der Revolution zum Sieg zu verhelfen.

Der Lastwagen hielt in der Dunkelheit noch zweimal an, um weitere Freiwillige an Bord zu nehmen, und war dann so voll, dass man sich nicht mehr bewegen konnte, ohne auf dem Schoß seines Nachbarn zu landen.

Bei einem der Halts war ein dunkelblondes Mädchen zugestiegen, das neben mir zu sitzen kam. Wir nickten uns zu, und sie sagte Hallo, sie war eine Amerikanerin. Als sie einschlief, sank ihr Kopf auf meine Schulter, und ich roch den Duft ihres Haars und verliebte mich sofort in ihn. Ich tat kein Auge zu während der rumpelnden Fahrt, aber damit mein Arm nicht einschlief, gegen den das Mädchen lehnte, legte ich ihn ihr um die Schulter.

Am 22. Juni morgens kamen wir in dem Ausbildungslager an, einem Ensemble aus Baracken, Garagen und eingezäuntem Brachland, das sich über einen halben Quadratkilometer erstreckte. Es lag irgendwo zwischen der Grenze und Peñas Blancas, und morgens und nachmittags konnte man in der Ferne lang anhaltenden Geschützdonner hören. Man sah auch Flugzeuge am Himmel, aber sie kamen nicht bis hierher. An manchen Abenden war der Feuerschein von Explosionen und Bombardements am Horizont zu sehen. Am zweiten Tag dort begann es zu regnen, und nach einer Woche glich das Lager einer Schlammwüste.

Wir waren dort 40 Rekruten und vier Ausbilder. Es gab eine Gulaschkanone, die von Moises und Carmelo betrieben wurde

und gute Suppe und Chili servierte. Da Carmelo Amerikaner war, hieß die Essensstation bei uns der ›In&Out-Burger von Peñas Blancas‹. In der großen Schlafbaracke waren die Geschlechter nicht getrennt, aber es gab separate Duschen und Klos.

Die Ausbildung war viel mühevoller, als ich erwartet hatte. Die körperliche Anstrengung und darauffolgende abendliche Erschöpfung, der dumpfe Lärm von der Front, die Erzählungen derer, die den Bürgerkrieg schon am eigenen Leib oder in ihren Familien miterlebt hatten und der eine oder andere Transport mit schreienden und stöhnenden Verwundeten, der kurz bei uns haltmachte, bevor er jenseits der Grenze dem Roten Kreuz Costa Ricas übergeben wurde – all das machte, dass ich meine Rolle als Guerillero ernster zu nehmen begann. Gewiss, in meinem Kopf war es immer noch ein großes Abenteuer, aber ich begann mich zugehörig zu fühlen, taute auf, wurde zum Teil der Gruppe und solidarisierte mich jeden Tag mehr mit unserem Ziel.

Außerdem – und das kann in so einer Mischung aus Bootcamp und Pfadfinderlager mit lauter jungen Menschen, die ein besonderes Schicksal hatten oder anstrebten, auch gar nicht anders sein – herrschte eine latent erotische Stimmung, die permanent zwischen Kameradschaft und Flirt schwankte, dabei aber nie respektlos oder übergriffig wurde vonseiten der Männer. Der Schmutz und der Schweiß, die permanente körperliche Nähe, die südamerikanische Tendenz, sich beim Sprechen zu berühren, sich zu umarmen, einander auf die Schulter zu klopfen, wenn einer eine Übung gemeistert hatte, die Notwendigkeit, jeden Abend zu duschen, wenn man nicht dreckstarrend bis zwischen die Zehen zu Bett gehen wollte. Dazu kam, dass am dritten Tag das Wasser in der Frauendusche ausfiel, die

während unseres Aufenthalts auch nicht mehr repariert wurde. Mit größter Selbstverständlichkeit duschten Mädchen und junge Männer danach gemeinsam – es war ein großes Gelächter und Gekreische und Hin- und Herfliegen von Flirtworten und Frechheiten, auch wenn ich natürlich das meiste nicht verstand.

Wir mussten mit schweren Rucksäcken über Bretterwände klettern, unter Stacheldrahtverhauen hindurchkroben, Dauerläufe machen, nächtliches Anschleichen üben und uns natürlich mit den Schusswaffen auseinandersetzen, wobei die Ausbilder eingedenk der Ahnungslosigkeit der meisten von uns mit äußerster Vorsicht vorgingen. Die Waffenkunde war der einzige Teil der Ausbildung, wo auch öfter gebrüllt wurde – vermutlich mehr aus Nervosität als aus Gründen des Drills.

Die meisten Waffen waren von der Guardia Nacional erbeutet; wir bekamen jeder ein Garand zugeteilt, eine alte amerikanische Armeewaffe, und übten tagelang, es auseinanderzunehmen, zu reinigen und wieder zusammenzusetzen, bevor irgendjemand einen Schuss damit abgeben durfte. Als das dann passierte, renkte die 16-jährige Betti aus Granada, ein Fliegengewicht, sich prompt beim Rückstoß die Schulter aus.

Einmal brachte der Comandante Ventura eine M16 mit und demonstrierte uns ihre Feuerkraft. Es war beängstigend, und ich glaube, die meisten von uns waren froh, diese Höllenmaschine nicht selbst benutzen zu müssen.

Am Abend gab es Gesprächsrunden und Vorträge über Guerrillataktiken, die mich besonders interessierten und denen ich extrem konzentriert und viele Fragen stellend zuhörte – auch Hemingway hatte sich ja in seinen Fantasien nie als hohen Offizier hinter der Front, sondern immer als Führer kleiner Partisanengruppen gesehen, der dank seines natürlichen Ver-

ständnisses von Terrain und Gelände kleine kühne Operationen erfolgreich durchführen kann – was er wohl gemerkt nie getan hat, aber dazu später mehr.

Der einzig wirklich lästige Teil der Ausbildung war die politische Schulung, abendliche Vorträge über kapitalistische Ausbeutung und die Notwendigkeit der sozialistischen Revolution, gespickt mit wenigen Marx- und vielen Leninzitaten, ein wenig Rotem Buch von Mao Tse Tung – alles in allem die primitivst mögliche Form von kommunistischer Agitprop und Propaganda, über deren Niveau ich im Gegensatz zu vielen der jugendlichen Arbeiter- und Unterschichtskinder aus Nicaragua schon damals hinaus war. Mir war es lästig, wie gesagt, und ich verstand, aus Deutschland kommend und die DDR und den Ostblock vor Augen, auch keineswegs, warum den Diktator Somoza hinwegzufegen und dem Volk Freiheit zu bringen, nun automatisch bedeuten sollte, einen Sozialismus zu installieren.

Auch ich war natürlich zu naiv und unwissend, um zu verstehen, dass es auch den Sandinisten nicht um die Freiheit ging, nie gegangen war. Um die Befreiung schon, aber eben nur als Vorstufe zu einer neuen Zwangsherrschaft, wie die Jahre und Jahrzehnte danach dann ja auch lehren sollten. Dass die Kommanditisten der Revolution ihre eigene Agenda hatten, darüber waren wir so ahnungslos wie die Idealisten des Spanischen Bürgerkriegs 1937 über Stalins Usurpation der Republik.

Außerdem wurden diese politischen Kurse von einem Deutschen geleitet, einem Ostdeutschen von knapp 40 – wie mir heute klar ist, einem Stasi- oder NVA-Mann, so theorieaffin wie humorlos, aber mich störte vor allem seine Nationalität – ich wollte der einzige Deutsche dort sein, und ich habe in den Wochen der Ausbildung nie ein Wort mit ihm gesprochen, und

wenn doch, dann nur auf Englisch, das er mit fürchterlichem Akzent sprach. Immerhin mochte ihn keiner von uns.

3. Kapitel

Dann geschah Anfang Juli in der dritten Woche der Ausbildung der Unfall, der uns, die dunkelblonde Amerikanerin und mich, einander näherbrachte. Wir redeten uns alle mit unseren Decknamen an, der ihre lautete ›Lirio‹, die Lilie, im Spanischen ein männliches Wort. Das gefiel mir gut wegen des Kontrastes zu ihrer Feminität. Ihren wahren Namen hatte sie mir nicht sagen wollen, aber ich sah, dass sie ein patentes Mädchen war, immer vornedran bei den Übungen, hilfsbereit, stets gut gelaunt. Immerhin gestand sie mir, an ihrer Highschool in Florida Cheerleaderin gewesen zu sein. Mehr wusste ich nicht von ihr, außer dass sie abends die herumgehende Tequilaflasche nicht verschmähte und auch gerne den ein oder anderen Joint mitrauchte.

Wir waren eine Gruppe von sechs Rekruten und trainierten das Werfen von Handgranaten. Unser Ziel war eine zerschossene Hütte am Rande des Übungsgeländes, auf deren Wand jemand mit roter Farbe ›Muerte al Somozismo‹ gepinselt hatte. Jeweils einer von uns sollte seine Granate entsichern, auf die Tür der Hütte werfen und sofort Deckung hinter den bereitliegenden Sandsäcken nehmen. Ich warf meine Granate als Erster. Der Lärm war so ohrenbetäubend, dass einem kurz der Herzschlag aussetzte. Nach mir war Flor dran, eine schüchterne 17-Jährige. Sie warf die Granate so ungeschickt, dass sie

an der Zementwand explodierte und ein Hagel von Splintern in alle Richtungen niederging. Wir blickten erschrocken hinter unseren Sandsäcken auf, ob alles in Ordnung war, da hörten wir es stöhnen. Hacinto, ein 15-Jähriger, der ohne Erlaubnis seiner Eltern in den Krieg gezogen war und schon mehrmals im Feuer gestanden hatte, starrte, immer weißer werdend, verblüfft auf seinen Schenkel, aus dem eine Blutfontäne spritzte. Er hatte einen Splitter von der Hauswand offenbar direkt in die Arteria Femoralis bekommen.

Dann ging alles sehr schnell und zugleich wie in schlafwandlerischer Sicherheit. Flor begann hysterisch zu schreien, Victor, der uns beaufsichtigte, stand ebenso starr da wie die Übrigen, nur Lirio und ich waren sofort bei Hacinto. Wie ich später erfuhr, hatte sie eine Erste-Hilfe-Ausbildung gemacht, und ich wusste von der Krankenhausarbeit her, was zu tun sei. Erstaunlich aber war, dass ausgerechnet wir beide nicht in Schockstarre verfielen, sondern, ohne zu zögern, handeln konnten. Ich musste sogar grinsen, denn Lirio zog aus ihrer Hosentasche zwei Tampons und stopfte sie, nachdem ich ihm die Hose runtergezogen hatte, so tief in die sprudelnde Beinwunde, bis der Blutfluss stoppte, während ich einen Druckverband aus meinem Hemd um den Schenkel legte und mit einem Stock, den wiederum die Amerikanerin mir reichte, ein behelfsmäßiges Tourniquet zustande brachte, eine Aderpresse, indem ich den ins Hemd verknöteten Stock dreimal im Kreis drehte. Lirio wurde nur laut, als sie dem erstarrten Victor zubrüllte, er solle ein Auto holen. Während er davonrannte, prüften wir Puls, Atmung und die Auflage des Verbandes, damit möglichst wenig Risiko absterbenden Gewebes bestand.

Wir bargen Hacinto in meinem Schoß, den Rücken gegen meine Brust, und Lirio tätschelte ihm die Wange und redete auf

ihn ein, damit er nicht das Bewusstsein verlor. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis der Jeep kam. Wie wir abends erfuhren, hatten sie Hacinto direkt nach Costa Rica ins Krankenhaus gefahren. Beim Abendessen, ich trug immer noch die vom Blut des Jungen durchtränkte Hose, bekamen wir ein Sonderlob vom Comandante, der vor versammelter Mannschaft sagte, solche Kameraden wie uns (*compañeros y compañeras*) wünsche man sich im Ernstfall. An dem Abend sagte mir Lirio, sie heiße Lynn, und ich sagte ihr meinen Namen, und dann, als hätten wir uns unser tiefstes Geheimnis verraten, küssten wir uns.

Es war ein Zeichen für die gute Kameradschaft, die im Lager herrschte, dass jedermann akzeptierte, dass wir damit eine Art Paar waren. Es war kein leidenschaftlicher Kuss gewesen, aber doch etwas Bindendes, und alle hatten ihn gesehen.

In der dritten Woche unserer Ausbildung begann die Stimmung umzuschwenken. Die meisten von uns waren mittlerweile in der Lage, ihr Gewehr mit verbundenen Augen auseinanderzunehmen, zu reinigen und wieder zusammenzusetzen, wir begannen unruhig zu werden. Außerdem wurden seit einigen Tagen die Ersten von uns an die Front geschickt. Das geschah ein wenig dramatisch, denn mitten in der Nacht platzte Comandante Victor in den Schlafsaal und schrie: »Gruppe Acht, angetreten! Drei Minuten!« Das bedeutete, es ging für sie an die Front. Dadurch wurden wir anderen, die noch nicht dran waren, aber darauf warteten und sich – obwohl niemand das zugegeben hätte – davor fürchteten, jeden Nachmittag unruhig und nervös.

Es war ein wenig so, wie wenn man weiß, dass man irgendwann wegen einer Krankheit operiert werden muss: Man versucht, nicht daran zu denken und es hinauszuschieben, doch hat man dann erst einmal die Schwelle des Krankenhauses

überschritten, kann es einem nicht mehr schnell genug gehen. Man will es jetzt hinter sich bringen, am liebsten sofort.

Und deshalb hofften wir jeden Abend, dass der Name unserer Gruppe, der Sieben, ertönen würde, fürchteten es, steif vor Anspannung im plötzlichen Lampenlicht auf der Bettkante sitzend, und wünschten es zugleich, und es war eine fürchterliche, wenn auch erleichternde Enttäuschung, wenn wir nicht aufgerufen wurden. In den Momenten zuvor krampfte sich Lynns, Lirios, Hand in meine, und sie war schweißnass.

Es kam dann aber anders bei uns. Beim Abendessen, wir standen mit unseren Näpfen Schlange vor dem In&Out-Burger, kam Comandante Ventura auf uns zu und teilte uns beiläufig mit, dass unsere Gruppe Sieben heute Nacht um drei zur Front transportiert würde. Es war der Abend des 15. Juli 1979. »Die Dinge stehen gut«, sagte der Comandante. »Ihr haltet sie ordentlich in Atem, dann dauert es vielleicht nur noch wenige Tage, bis die Frente Norte in Managua ist.«

»Patria Libre o morir!«, brüllten wir, diesen Slogan, der uns mittlerweile so selbstverständlich von den Lippen ging wie der Anfeuerungsruf von Fußballfans, und den wahrscheinlich keiner von uns je ernsthaft in den Konsequenzen seiner Bedeutung durchdacht hatte.

Lynn zog mich diskret aus der auch an diesem Abend stattfindenden Sitzung in politischer Bildung und führte mich zur Schlafbaracke. Die war leer. Wie ich später erfuhr, hatte Lynn dafür gesorgt, dass wir eine halbe Stunde ungestört sein würden. Sie legte die Arme um meinen Hals und küsste mich, wie mich nie zuvor – und ich glaube auch seither nie – jemand geküsst hat.

»Wenn wir siegen, Pablito«, flüsterte sie mir mit heißem Atem ins Ohr, »wenn wir siegen und« – sie zögerte kurz – »und wenn

uns nichts passiert, dann kommst du mit mir nach Florida, und dort heiraten wir. Lass uns das jetzt einander schwören!«

Es hätte darauf bei kühlem Kopf einiges zu antworten gegeben: dass sie 18 war und ich 19, dass wir beide keine Ausbildung und kein Geld hatten, dass ich gar nicht vorgehabt hatte, in die USA zu gehen, sondern zurück nach Hamburg wollte, um zu studieren. Dass wir uns keine vier Wochen kannten und nichts voneinander wussten. Aber natürlich antwortet man in so einer Situation auf solch eine Aufforderung nicht mit Bedenken, sondern mit einem in überschäumendem Glück herausgepressten »Ja! Ja, das schwöre ich dir«. Und indem man es ausspricht, spürt man, dass es die Wahrheit ist und das, was man mehr möchte als alles andere auf der Welt, und dass alles andere auf der Welt dagegen nebensächlich ist.

Und dann entkleideten wir einander hastig und liebten uns zum ersten Mal, immer ein Auge und ein Ohr auf den Eingang der Baracke gerichtet. Wir hatten beide so gut wie keine Erfahrung und überhaupt keine Technik, es war also vom schönen Gesichtspunkt des ›Sex‹ her betrachtet vermutlich kein memorabler Akt. Ich weiß heute, dass sie bei dieser hastigen, ängstlichen, vorsichtigen und von Gefühlen überfluteten Penetration auch sicherlich keinen Orgasmus hatte, aber was spielte das alles für eine Rolle? Es war die Entdeckung der Liebe, und wir berührten einander mit dem zärtlichen Erstaunen von jemandem, der eine Epiphanie erlebt.

Fühlten wir danach, Arm in Arm auf dem Feldbett liegend und rauchend, so etwas wie Unverwundbarkeit? Oder waren wir eher wie ängstliche junge Kätzchen, die sich verkriechen wollten?

Wir hatten nicht sehr viel Zeit, uns darüber Gedanken zu machen. Wir schlüpfen in unsere Kleider zurück, wir wollten

uns einander nicht abwaschen – und es sollte tatsächlich vier Tage dauern, bis wir das nächste Mal Gelegenheit bekamen, uns zu waschen.

4. Kapitel

Der Schlafsaal füllte sich, jeder, der wusste, dass es heute Nacht losgehen würde, wollte noch eine Mütze Schlaf nehmen, aber ich weiß nicht, wer von uns wirklich ein Auge zugetan hat. Ich nicht.

Wir wussten, was uns erwartete, als wir antraten, unsere Rucksäcke überzogen, das Gewehr umhängten, und begleitet von Umarmungen und Schulterklopfen und kameradschaftlichen Zurufen der Zurückbleibenden den Schlafsaal verließen und durch die Nacht und den Regen auf den bereitstehenden Lastwagen zustiefelten. »Wir sehen uns wieder in Managua!«

Wir wussten sehr theoretisch, was uns erwartete. Im Westen und Süden von Peñas Blancas bergiges Land, das zum See hin, entlang dem der umkämpfte Highway verlief, abflachte. Unsere Stellungen befanden sich in Form einer Sichel auf den bewaldeten Hügeln und Anhöhen zwischen La Pita und La Cadera, also etwa fünf bis zehn Kilometer tief im Inland, und unsere Aufgabe war, nichts und niemand am Highway über Sapoà hinauskommen zu lassen und natürlich, wenn möglich, die Somozisten aus ihren Stellungen zu vertreiben. Wir besaßen einen Terrainvorteil, aber sie besaßen Luftunterstützung. Was wir mit unseren Gewehren gegen eine Front aus Gräben entlang der Hauptstraße, die ca. zwei Kilometer von unseren Gräben entfernt war, ausrichten sollten, hatte uns kein Ausbil-

der exakt sagen können. Implizit wurde uns vermittelt, dass diese Gewehre erst bei einem Sturmangriff oder der Abwehr eines solchen zum Einsatz kommen würden und wir uns ansonsten auf unser einziges Flugabwehrgeschoss, unsere paar Mörser und die Maschinengewehre der Profis verlassen sollten, wobei wir durchaus gelernt hatten, solch ein Maschinengewehr selbst zu bedienen, sollte die Crew, die das normalerweise tat, ausfallen oder abgelöst werden müssen.

Auf der Generalstabkarte, die ich studiert hatte, sah das Ganze logisch und machbar aus, und jemand, der noch nie gekämpft hat, denkt automatisch, wenn er den Feind nicht sehen kann, sei er mehr oder minder in Sicherheit.

Hemingway hatte irgendwann gesagt – wahrscheinlich 1944 im Hürtgenwald, um General Lanham zu beeindrucken, bei Artilleriebeschuss sei man, solange nicht auf einen persönlich geschossen werde, an einem Ort so sicher wie an einem andern. Daran dachte ich, als wir in den Lastwagen stiegen und losfuhren.

Mit einer Hand hielt ich mein Gewehr fest, damit es mir bei dem Gerüttel nicht gegen Kopf und Schultern schlug, meine andere Hand lag in der Lynns.

Beim Einsteigen hatten wir jeder eine Handvoll Pillen bekommen und auf Kommando sofort eine eingeworfen. »Gegen die Müdigkeit«, war uns gesagt worden, aber ich nahm an, dass es sich um so etwas wie Bazedrin oder Captagon handelte, um uns aufzuputschen und uns die Ängste zu nehmen.

Ich vergaß später, weitere Pillen einzunehmen; vor lauter Angst dachte ich nicht mehr daran, aber Lynn lutschte sie wie Bonbons, und ich bemerkte und verstand erst viel zu spät, Monate später, dass sie nach den Amphetaminen süchtig geworden war.

Es war noch Nacht, als der Lkw zum Halten kam, aber durch die Öffnungen der Plane war flackerndes Licht zu sehen, und vor allem herrschte infernalischer Lärm. Männer brüllten und schrien, und andauernd ertönte eine Art Sirene, erst an den nachfolgenden dumpfen Erschütterungen und Explosionen erkannte ich, dass wir, oder zumindest eine Stellung in unserer Nähe, unter Beschuss standen.

Wir stiegen aus, nahmen Haltung an, bis auf drei, die sofort in Panik gerieten und sich vor die hohen Reifen des Lasters knieten und die Hände überm Kopf zusammenschlugen. Irgendwo schrie ein Verwundeter wie am Spieß, und mehrere Jeeps mit Rotkreuz-Zeichen rollten langsam an uns vorbei wie eine Kolonne Taxis am Flughafen.

Wir waren am Kommandostand, und ein diesmal brüllender Offizier erklärte uns, unsere Einheit werde nach vorne in die Gräben geschickt, sobald der Dauerbeschuss endete.

Ich sah nur Chaos, rennende Soldaten, wie wenn man in einem Ameisenhaufen gestochert hat, und dazu immer wieder der Sirenenlärm und die Einschläge. Dann ganz in unserer Nähe ein infernalischer Schlag – das war unsere Flugabwehrkanone, die geschossen hatte.

»Ataque aéreo«, bellte der Unteroffizier, dem unsere Gruppe offenbar unterstellt war, und statt zur Front liefen wir alle zu einem langen und tiefen Graben, stiegen eine Leiter hinunter, so tief, dass wir nicht mehr über den Rand blicken konnten, und kauerten uns in den mit Balken befestigten Unterstand. Wir standen bis zu den Schenkeln im Wasser, der Dauerregen hatte die Gräben volllaufen lassen. Im Dämmerlicht sah ich eine Ratte an mir vorbeischwimmen.

Dann waren Flugzeuge da, kreischende Düsenflugzeuge, die Flak donnerte, und es waren Einschläge zu hören, aber nicht

in unmittelbarer Nähe. Mein Kopf dröhnte, und irgendwann spürte ich einen Schmerz an meiner Hand, ich blickte nach unten und sah, dass sich Lynns kurze, schmutzige Nägel tief in meinen Handteller gekrampft hatten.

Erstaunlicherweise wurde ich in all dem Lärm und Geschrei immer ruhiger, vielleicht auch nur, weil ich unfähig war, mir die reale Lebensgefahr bewusst zu machen. Das ist also der Krieg, dachte ich nur immer wieder kopfschüttelnd. Laut und chaotisch, ich hatte mir etwas anderes vorgestellt, etwas Klareres, mit durchschaubaren Regeln. Wie soll so etwas je entschieden werden?, dachte ich. Wer als Erster die Nerven verliert in diesem Irrsinn und schreiend davonläuft, ist der Verlierer.

Ich zündete mir eine Zigarette an und gab zwei weitere an meine zitternden und betenden Nachbarn ab. Nach einer halben Stunde ließ der Lärm nach, auch unsere Flak schoss nicht mehr, offenbar war dieser Angriff zu Ende. Der Unteroffizier ging durch den Graben und forderte uns auf, rauszukommen und Aufstellung zu nehmen. Er war der Einzige von uns, der einen Helm trug.

Für diese Art Krieg, also für ein Scheibenschießen, wäre ein Helm nicht ganz falsch, dachte ich. Dann nahm unsere Abteilung in Zweierreihen Aufstellung und marschierte aus dem Camp hinaus auf einer Art Feldweg durch den tropischen Wald. Schräg voraus musste Osten liegen, und auf den Bergkuppen im Westen malte sich ein erster Schimmer Dämmerung.

Wir marschierten zwei Stunden lang bergauf und bergab, dann kamen wir auf einen Höhenzug, unter dem sich das Panorama bis zum gigantischen, dem Meer gleichenden See ausdehnte. Der Highway war deutlich zu sehen, und dann begann auch der rhythmische Lärm wieder. Explosionen in dem Dorf

unter uns zeigten an, wohin unsere Geschütze zielten, und das Aufleuchten von Mündungsfeuer, gefolgt von Explosionen entlang des Höhenzugs machten uns klar, dass der Feind wusste, wo wir lagen. Dann begann es wieder zu regnen, und wir bezogen Position in einem Graben, der allerdings nicht so tief war wie der letzte, sodass er mir nur bis zu den Schultern reichte und ich wie ein versteckter Tier- oder Vogelbeobachter die ganze Szenerie vor mir sah. Was wir hier, zwei Kilometer vom Feind entfernt, mit unseren alten Gewehren anfangen sollten, war mir nicht klar, bis unser Unteroffizier uns erklärte, dass wir bei dem erwarteten Vorstoß der Nationalgarde auf unseren Hügel herauf schießen sollten, sobald sich die Gegner aus dem Waldsaum lösten.

Eine halbe Stunde blieb es ruhig, abgesehen von den hin und her fliegenden, aber weitab einschlagenden Mörsergranaten. Doch dann brach das Inferno los.

Jemand brüllte »Aviones!« und deutete in die in Regenschlieren aufgehende Sonne über dem See. Und dann konnte man die Formation sehen, mehr an den Kondensstreifen als an dem auf den Jagdfliegern selbst aufblitzenden Licht. Wir tauchten in den Graben, nur gerade den Kopf über Wasser haltend, dann heulte und explodierte alles um uns herum, Erde prasselte uns auf die Köpfe, der Lärm war unerträglich, und aus dem Chaos drangen vereinzelte spitze und schrille Schreie.

Ich erfuhr später oder reimte es mir aus Bruchstücken zusammen, dass dies die letzte, verzweifelte Offensive des Somoza-Regimes an der Südfront war. Der letzte Versuch, über die Verbindung nach Costa Rica das mittlerweile von drei Seiten eingeschlossene Managua zu entsetzen, der letzte Versuch, diese knapp zehn Kilometer hinter der Grenze, die von den Sandinisten gehalten wurden, zurückzuerobern.

Es war ein stundenlang andauernder, stehender Moment absoluten Horrors und tierischer Angst. Die Zeit war ausgesetzt, stattdessen nur Lärm, Explosionen, Druckwellen, Schreie. Ich schloss die Augen und betete und versuchte meinen unter Wasser zitternden Körper halbwegs unter Kontrolle zu halten. Ich wollte nur, dass es aufhört, wie ein Alptraum, aus dem man nicht entkommen kann. Ich hatte die Augen geschlossen, und wenn ich nicht betete, zählte ich. Von eins bis hundert und dann wieder von vorn. Oder von hundert bis eins in der irren Hoffnung, am Ende würde der Beschuss aufhören. Aber er ging immer weiter in Wellen auf Wellen. Ich weiß nicht, was passiert wäre, hätte die Guardia Nacional diese Stunden benutzt, um tatsächlich unsere Stellungen zu stürmen und einzunehmen. Ich hätte es nicht mitbekommen, ich blickte kein einziges Mal über den Rand des Grabens hinweg, mein Gewehr schwamm vor mir in der trüben Brühe. Es hätte mir nichts ausgemacht, hätte sich ein Somozist über den Rand gebeugt und mir den Gnadenschuss gegeben, ich sehnte mich nach nichts mehr als nach Stille und Schlaf und Erlösung.

Lang vorbei war der Moment, in dem man den Mut und die Geistesgegenwart gehabt hätte, sich nach seinen Nachbarn umzusehen. Jeder war sich selbst der Nächste und Einzige. Selbst Lynn, irgendwo neben mir im Graben, vergaß ich. In die Enge gedrängte, gejagte Tiere, von denen sich ein jedes nur noch ans eigene Überleben klammert. »Seid doch leise«, dachte ich immer wieder, wenn ich Schreie hörte, »seid doch gottverdammte leise!«

Ich habe keine Ahnung, ob während dieser Bombardierung unsere eigene Flak noch schoss, ob überhaupt einer von uns in den verschiedenen Gräben und Stellungen entlang der Hügelkuppe noch schoss, in dem infernalischen Lärm ging unter, wo-

her welche Explosion rührte. Und dann, ebenso abrupt, wie er begonnen hatte, hörte der Lärm auf, und jetzt war es die Stille, die heulte und brüllte, bis mir nach wenigen Minuten klar wurde, dass die Geräusche in meinem Kopf nachhallten. Ich schüttelte mich, und es war tatsächlich lächerlich still, selbst die Vögel in den Bäumen konnte man wieder zwitschern hören. Die Sonne war über unsere Köpfe in Richtung Westen gewandert. Ich nahm mich zusammen, stand auf und blickte mich um. Die ganze Hügelkuppe bestand nur aus aufgewühlter Erde, Trichtern und kleinen Kratern, und dann hörte ich das Wimmern und Weinen.

Lynn tauchte aus dem gelben Grabenwasser auf, auf dem rosige Schlieren trieben. Sie blutete heftig auf der Stirn, aber es stellte sich sofort heraus, dass es nur eine leichte Platzwunde war, die sie sich selbst beim Schutzsuchen mit dem Gewehrlauf oder Kolben zugefügt hatte. Ich umarmte sie, wischte ihr das Blut vom Gesicht und wickelte ihr eine halbwegs saubere Binde um die Stirn, die ich in der Tasche getragen hatte. Dann zog ich mich aus dem Graben und suchte, gleich einigen anderen, nach Verwundeten. Zehn Meter von unserem Unterstand sah ich dann meine erste Tote. Es war die 15-jährige Margari, die mit dreckverspritztem Gesicht unnatürlich schräg an der Wand des Grabens lehnte. Sie schien zu schlafen, die Augen waren geschlossen, nur das rote Auge in der Stirn sah mich an. Und der Hinterkopf war eine Masse aus Blut und Haaren. Wir hoben sie aus dem Graben und legten sie auf eine der Tragbahnen, die verschiedene Männer aus dem Wald hinter den Linien heraufbrachten. Jemand betete kurz. Es gab in unserem Graben, in dem vielleicht 30 Leute das Bombardement ausgehalten hatten, acht unterschiedlich schwer Verletzte. Ich trug mit einem anderen zusammen zwei den Hügel hinunter, an dessen rück-